Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 23

Artikel: "Lötschen"

Autor: H.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638465

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

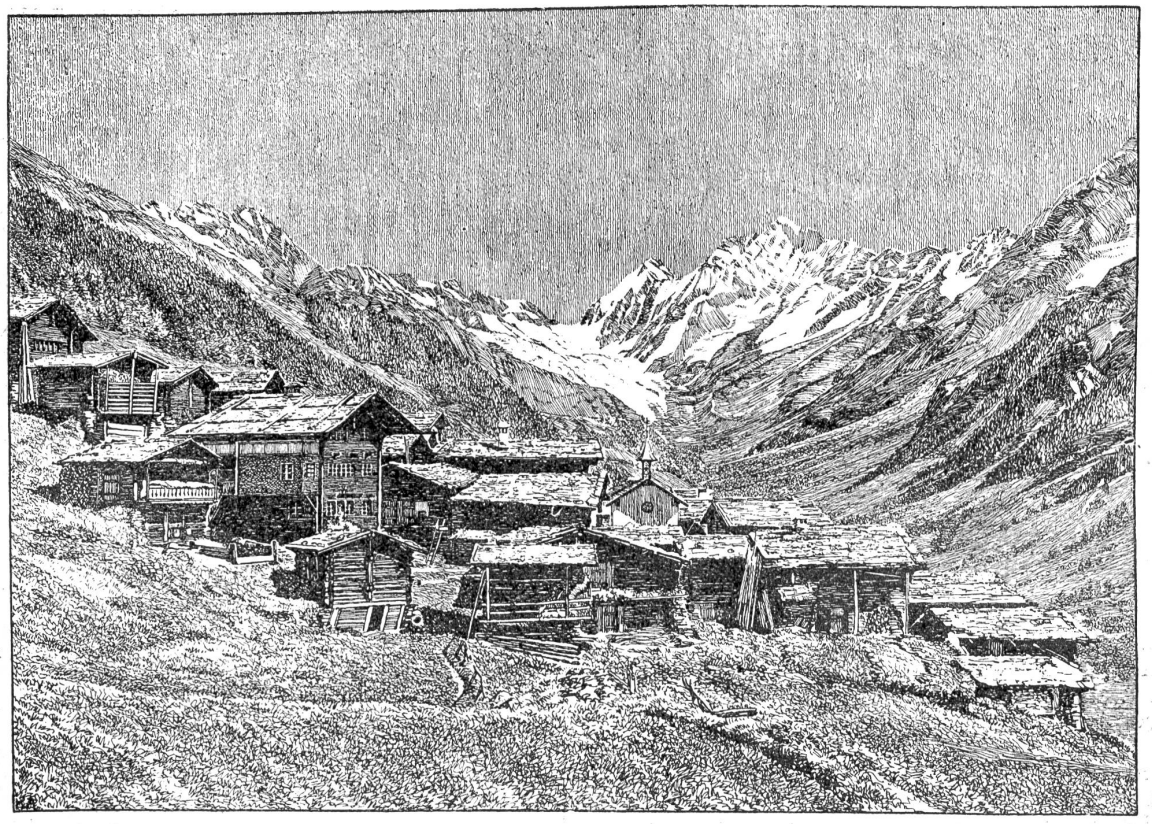
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Weissenried, Zeichnung von Karl Anneler. Klischee aus „Lötschen", Verlag Max Drechsel, Bern.

weiß nicht wie lange, und da drunten, wie ich gemeint habe, die Schneefelsen fallen auf mich nieder, da ist mir's gewesen, wie wenn ich eine Kinderstimme rufen hörte: Vater! Vater! Jetzt weiß ich, was es gewesen ist, und ich kann dir nicht sagen, wie mir die Stimme ins Herz gegangen ist und ich hab' mir gesagt, wenn's noch zu machen ist, meinetwegen; mag mein Adam seine Martina heiraten, ich geb' mein Wort dazu."

„Wenn die Kuh draußen ist, macht man den Stall zu, es ist zu spät. Es gibt jetzt kein Glück und keinen Segen mehr auf der Welt. Wenn du das Kind gekannt hättest! Das war ein Engel vom Himmel. Aber lieber Gott! Jetzt ist's tot und wer weiß, wo es ist. Es ist eine Zeit gewesen, wo ich geglaubt habe, ich könne keinem Menschen unter die Augen gehen, und jetzt möchte ich aus der Welt gehen, weil das Kind nicht mehr drin ist. Bin ich's nicht wert gewesen, solch ein Enkelchen zu haben, so bist du's noch weniger. Und ich will keinen Frieden, du oder ich, einer muß sterben. Stich mich nieder, es ist mir recht, dann komm' ich mit meinem Joseph aus der Welt."

In Not und Weinen stürzte David nochmals auf den Röttmann los, aber dieser hielt ihm wieder beide Arme steif, daß er sich nicht rühren konnte. Und ja, es mußte ein Wunder im Speidel-Röttmann vorgegangen sein, denn er wußte dem David so einzureden, daß er mit ihm ging und sie gemeinschaftlich den Joseph suchten.

„Joseph! Dein Großvater ruft," so schrie David, „Joseph! Dein Großvater ruft," so schrie der Speidel-Röttmann. David schaute sich mehrmals um, ob's denn auch wirklich wahr ist, daß der Speidel-Röttmann so ruft. David war der einzige, der, der Anordnung zuwider, allein gegangen war; jetzt hat er einen Kameraden gefunden, und was für einen!

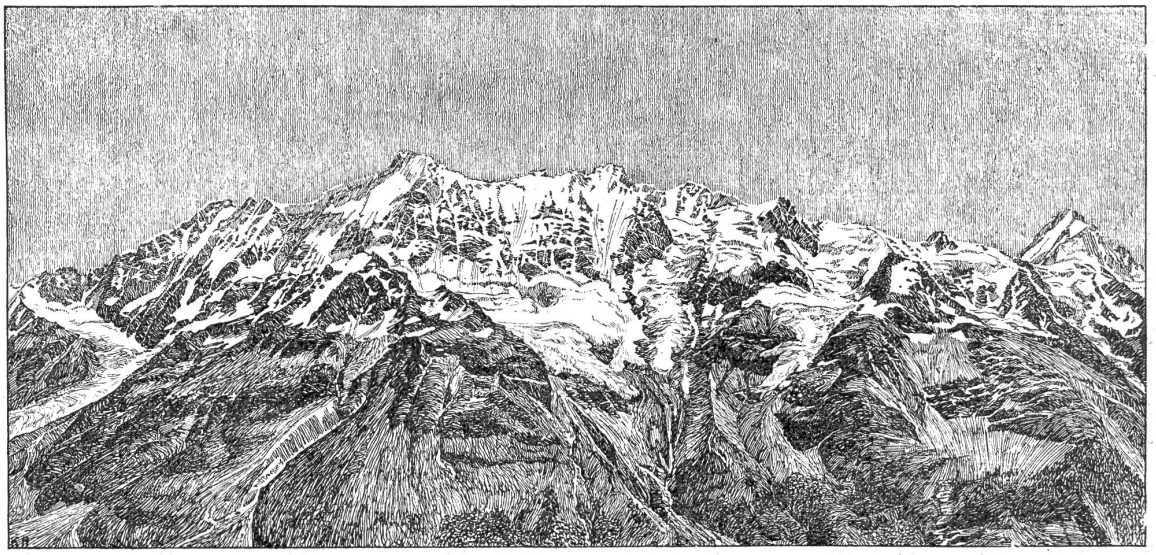
Das Waldhorn klang vom Berge, die Fackeln und die Laternen gingen hin und her, die Hunde bellten und rannten auf und nieder, die Rollen klingelten und die beiden Großväter gingen miteinander dahin, wie wenn sie von alten Zeiten her gleichen Schritt gehalten. Endlich sahen sie Licht in der Ferne blinken, das Licht stand fest, das war in einem Hause; sie wanderten dem Lichte zu.

(Fortsetzung folgt.)

„Lötschen".

Als Emanuel Friedli vor zirka 15 Jahren seinen ersten „Bärndütsch"-Band, „Lützelflüh", schrieb, da mochte ihm als Idealbild eine Reihe von Monographien vorgeschwebt haben, von denen jede eine der ungezählten Tal- und Landschaften mit eigener Sprache, eigenen Sitten und Gebräuchen, eigenen Entwicklungsbedingungen, wie sie unser kleines Bergvaterland besitzt, darstellt; eine Reihe von „Heimatkunden" also, die in ihrer Gesamtheit ein allesumfassendes Bild des Schweizerlandes und Schweizervolkes ergeben.

Solcher „Heimatkunden" besitzen wir nun schon eine große Zahl. Aber abgesehen von Friedlis Büchern — es erschienen schon 4 „Bärndütsch"-Bände und bald einmal werden zwei weitere druckfertig sein, — wollen sich alle diese Orts-Monographien nicht recht in das oben erwähnte Idealbild einfügen. Es fehlt den meisten von ihnen die Tiefe und die Kraft der Darstellung. Man liest sie als irgend eine Beschreibung oder historische Abhandlung und empfängt wenig bleibende Eindrücke. Nach wenigen Jahren verstauben sie in den Bibliotheken und werden vergessen.



Die Südwand vom Beichpass westwärs zum Bietschhorn. Klischee aus „Lötschen".

Ein besseres Geschick können wir dem Werke prophezeien, das uns hier zur Besprechung vorliegt und das sich ebenfalls um das Problem der Darstellung eines Stückleins Schweizerlandes müht. Wir sprechen von dem kürzlich im Berner Verlage Max Drechsel (nunmehr Paul Haupt) erschienenen Prachtswerke: „Lötschen", das ist: Landes- und Volkskunde des Lötschentales: Text von Dr. phil. Hedwig Anneler, Bilder von Kunstmaler Karl Anneler.

Wir haben es hier mit einem Prachtswerke im besten Sinne des Wortes zu tun. Nicht mit jenen sogenannten „Prachtswerken" geschäftskundiger Buchhandlungen, der irgend einen Text mit Hunderten von großseitigen Autotypien durchschießen, das Buch in einen grellfarbigen, vielversprechenden Pappeinband einbinden und dann von hungrigen Kolporteuren vertreiben lassen.

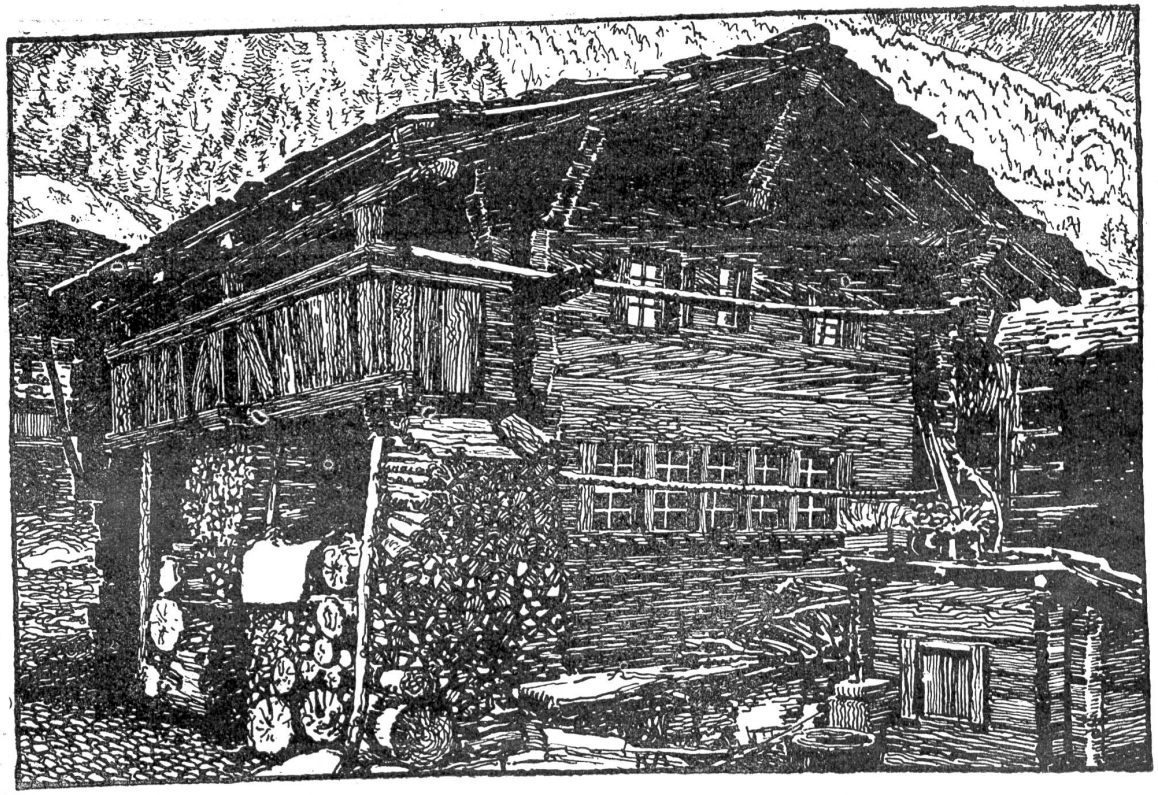
Nein, „Lötschen" ist ohne Zweifel eines der schönsten Werke unseres schweizerischen Schrifttums und zwar sowohl für das Auge, wie für das Herz, wie für den Verstand. Es ist eine Heimatkunde, wie sie sein sollte: von zwei Künstlern ausgeführt, denen weder der Fleiß, noch die Tiefe fehlt, um etwas Großes und Bleibendes zu schaffen.

Wir betonen die Künstlerschaft der beiden Autoren. Für den Illustrator ist sie selbstverständlich; doch läßt sich hierüber in unserem Falle noch Besonderes sagen; davon später. Beim Text ist der Eindruck in ganz besonderem Maße durch die Darstellung bestimmt. Sie ist eine eminent künstlerische. Eine Dichterin spricht zu uns. Es wird in „Lötschen" nicht beschrieben, sondern erzählt und geschildert. Wir haben nicht totes Wissen vor uns, sondern Leben. Um das Leben und Erleben des Völksleins im abgeschlossenen Bergtal ist es Hedwig Anneler zu tun.

Glücklich ist dabei die Objektivität bewahrt. Nur eingangs tritt uns die Autorin persönlich entgegen. Sie erzählt ihre erste Fahrt hinauf ins Lötschtal, nach Blatten, wo ihr Bruder, der Kunstmaler, schon jahrelang seine Wohnstatt aufgeschlagen hat und wo sie auch für lange Jahre, sommers und winters, leben wollte. An einem schneeigen, stürmischen Novemberabend war es, als sie sich durch die Schlucht von Goppenstein hindurchkämpfte ins obere Tal der Lonza hinauf. In tiefer Nacht auf offenem Schlitten, von der Guxa durchfroren, kam sie oben an. In der grabesfinstern, grabeskalten Stube steht ihr Bett; ein Nest voll Mäuse ist drin.

Mit unermüdlicher Hingabe und mit tapferem Herzen studiert das junge Fräulein Doktor das Tal. Sie durchwandert es in die Kreuz und in die Quer, erlebt es gleichsam mit den Füßen; drei, vier Jahre lang forscht und beobachtet sie, liest alle Bücher, durchstöbert alle Archive, füllt Tagebücher mit Aufzeichnungen, achtet aufmerksam auf alle Handlungen der Leute, läßt sich alle Geräte erklären, alle Namen nennen, läßt sich erzählen von Familienverhältnissen, von der Vergangenheit des Tales, von den Sagen- und Märchengestalten, die hier oben in Ueberfülle im Gedächtnis der Leute leben. Sie studiert die Sprache der Lötscher mit philologisch-gewissenhaftem Eifer, erlauscht ihre Flexione, ihre Satzkonstruktion, ihren Rhythmus und bringt es zuletzt so weit in der Kenntnis des Lötscher-Dialektes, daß sie in schriftdeutscher Wiedergabe der gehörten Rede die Leute, die sie schildern will, lebendig erstehen läßt vor den Augen des Lesers.

Die Helplerinnentracht. Aus „Lötschen".



Haus in Blatten. Klischee aus „Lötschen".

Solchermaßen liest sich der Text wie ein Erzählbuch, wie ein Roman. Hat man sich durch die wissenschaftlichen ersten Kapitel des Buches, die von der topographischen, morphologischen und geologischen Gestaltung des Tales handeln, hindurchgelesen und kommt man zum Abschnitt „Die Lötscher", dann läßt man das Buch nicht mehr aus den Händen, bis man es fertig durchgelesen hat. Und das ist bei den 345 zweispaltigen Quartseiten keine so leichte Sache.

Die Kirche und Kaplanei in Kippel. Aus „Lötschen".

Ein merkwürdiges, interessantes Völklein, diese Lötscher. Ihre Abgeschlossenheit von der übrigen Welt hat ihnen die Eigenart bis zur Stunde erhalten. Der große Verkehr ist drei Stunden weit draußen vor dem schluchtigen Talausgang vorbeigezogen. Von der Kulturentwicklung der übrigen Welt findet man nur spärliche Ansätze in diesem hochgelegenen Tale. Die Lötschbergbahn, die jetzt unten an der Goppensteinschlucht vorbeifährt, hat freilich diese Verhältnisse stark geändert. „Lötschen" ist vielleicht dazu berufen, eine verschwindende Welt in Wort und Bild der Erinnerung aufzubewahren.

Die Lötscher sind ein im engsten Sinne autochthones Volk. Das will sagen: sie sind, was sie durch die Natur des Bodens, der sie nährt, geworden sind. Wie Gewächse des rauhen Bergtales erscheinen sie uns: derb, hoch, schlank, mit starken Knochen, harten Muskeln, zähen Sehnen die Männer, bedeutend kleiner die Weiber; nach uralter Sitte müssen sie den härtern Teil der Arbeit tragen — „mit Spinnen und Weben, Stricken und Nähen, Melken, Buttern und Käsen, mit weiten Gängen Tag für Tag in Wind und Wetter und Sonnenglut zu den Winterställen oder auf die Alp, mit Säen und Pflanzen und Jäten, mit Heuwenden, Kornschneiden, Kartoffelgraben, mit dem Tragen schwerer Lasten von Holz, Kraut, Laub, Korn oder Kartoffeln, mit dem Umhertragen der Kinder, mit Kochen, mit Kranken-, mit Kinderpflege . . . . ."

Als Frau fand die Autorin offene Türen und Herzen bei der Lötscher Frauenwelt. Sie konnte tiefer ins Leben dieser Menschen, in ihre Freuden und Leiden, in ihr Fürchten und Hoffen hineinblicken, als ein Mann das hätte tun können. Darum sind die Kapitel vom Leben und Erleben der Lötscher, von ihrem Gewand, ihrer Sprache, ihren Gebärden, ihrer Wohnung, ihren Möbeln und Geräten, ihrem Handel und Wandel, ihrem Denken und Fühlen so inhaltreich und intim geworden. Wir müssen hier schon zitieren, um davon eine Vorstellung zu geben. Den Hochzeitstag der Lötscherin schildert die Autorin und wie eine, zwei Stunden

Schulaufgaben. Klische aus „Lötschen".

nach dem Hochzeitsessen die junge Frau im Alltagsgewand, den Rock hochgesteckt, den „Lumpen" ums Haupt, die Holzbrente am Rücken dem Kuhstall hoch oben zuwandert, um wie gewohnt die Kühe zu melken, zu „hirten". Wie für die Frau im Lötschental nach dem Hochzeitstage das schöne Leben zu Ende ist, das Lachen und Singen und Tanzen, und wie ein schweres Kämpfen mit der Not des Lebens anhebt für sie.

„Wenn mir," sagt die junge Marijosa zur lauschenden Städterin — wir zitieren nun wörtlich —, „wenn mir ein Mensch gesagt hätte, daß ich einmal so müßte arbeiten, wie ich es jetzt wirklich muß: vom frühen Morgen bis in die Nacht, und in der Nacht nie kein Schlaf wegen den Kindern, ich hätte überlaut gelacht. Aber loset, wenn ich es gewußt hätte, lieber hätte ich mich in der Lonza ertränkt — und das sage ich denn im Ernst: lieber mich ertränkt als geheiratet! Es ist entsetzlich! und ich verstehe nur nicht, daß ein Mensch das aushalten kann. — Und dabei geht es mir noch immer nicht am schlimmsten! Wir haben doch noch immer genug zu essen! und wieviele haben d a s nicht einmal!"

Wir haben die Darstellungsgabe der Autorin hervorgehoben. Auf Schritt und Tritt streut sie solche direkten Reden ein; unzählige kleine Geschichtchen und Anekdötchen sind es, wie sie sie aus dem Munde der Großen und Kleinen gehört. Hier noch eine kurze Probe. In schwerer Arbeit wird der Dünger auf die Wiesen und Aecker getragen. Das geschieht mit Tragkörben, fürwahr keine beneidenswerte Arbeit . . . . „I, was heut unsre Creszenzia gelacht hat! Sie ist am Buiwtragen gewesen, da kommen ihrer drei Freunde, junge Bürschlein, ä so Stadtfräck, und sie hat wohl gesehen, wie die ihrer gelacht haben — in der Stadt werden ja vielleicht die jungen Töchter nicht solche Arbeit machen, was weiß ich. Einer hoire (rufe) ihr due, ob er ihr helfen solle bei ihrer hübschen Arbeit? Und sie ihm zurück, er möge nur kommen, es sei ihr recht, und habe den Korb da auf eine Mauer niedergelassen. Der sei richtig gekommen und halt schnell, schnell in die Tragbänder geschlüpft . . . . Aber o Jesusli! nicht aufstehen können! absolut nicht! Und in einen solchen Zorn und Dings gekommen und die andern seiner gelachet, furchtbar! Da habe ihm unsere Creszenzia gesagt, es sei etwa besser, er lasse sie wieder tragen; er könne sich noch den Rücken brechen! Und den Korb aufgenommen und fort. Gelacht habe er denn nicht mehr."

Wir können über den Inhalt und die Art des Buches nur Andeutungen machen. Ueber ein gewöhnliches Unterhaltungsbuch hinaus stellt „Lötschen" ein Werk von wissenschaftlichem Werte dar. Es ist ein Sammelwerk, aus dem künftig alle die schöpfen werden, die ihr Wissen über Land und Volkstum von Lötschen bereichern möchten.

Ueber die innere und äußere Ausstattung gebührte sich, ein Extrakapitel zu schreiben. Wir müssen uns raumeshalber mit einigen Zeilen begnügen. Karl Anneler ist uns als tüchtiger Zeichner und Maler längst bekannt. Er sah sich als Illustrator einer Monographie mit wissenschaftlich-künstlerischer Tendenz vor eine hohe Aufgabe gestellt. Die Wiedergabe des Wirklichen war ihm Pflicht; als Künstler genügte ihm die bloße Kopie der Natur nicht; es galt, aus Natur und Kunst die Synthese zu finden, die höchste Aufgabe, die dem Künstler überhaupt gestellt ist. In der Federzeichnung kommt er diesem Ziele nahe wie kaum ein zweiter Künstler. Insbesondere ist er ein Meister in der Gebirgsdarstellung. Wie lassen seine Federstriche das Gestein lebendig werden und wie trefflich weiß er zu detaillieren und zu charakterisieren! Und wie weiß er in der Behandlung des Himmels die gewollte Stimmung in die Zeichnung zu bringen! Man vergleiche daraufhin z. B. die Bilder auf S. 12 und 13. Vorzüglich gelingt es ihm auch, in der Tuschzeichnung die Wärme des Holzes der Walliser Häuser wiederzugeben. Die Zeichnungen allein schon — es sind ihrer mehr als zweihundert — machen das Buch wertvoll. Von der fröhlichen Schlußzeichnung noch ein letztes Wort: Ein kleiner nackter Knirps mit dem charakteristischen Hute der Lötscher Kinder auf dem runden Köpfchen klettert die Treppe zum Verlag der Akademischen Buchhandlung von Max Drechsel empor und läutet dort die Glocke. Der Verleger selbst steht im Rahmen der Türe, die Manuskript-

bogen prüfend. Hinter ihm grinst der Knochenmann. Zur andern Türe kommt das fix und fertig gekleidete „Lötschen"-Kind heraus; freundliche Diener helfen ihm den Reisewagen besteigen, hinten werden die „Lötschen"-Bücher mit der prachtvollen farbigen Blumenzeichnung auf dem Deckel aufgeladen zur fröhlichen Fahrt hinaus in die weite Welt. Wunsch und Hoffnung der tapfern Unternehmer des gewagten Werkes spricht aus dieser Zeichnung. Daß die Fahrt eine recht glückliche werde, das wünschen auch wir dem Buche von ganzem Herzen. H. B.

Das Geißlein.

Skizze, aufgenommen auf einer Wanderung, von Hedwig Anneler.

„Geißeli, chumm! — So chumm doch, Geißeli!"

Meint ihr, es komme auf den lockenden Ruf? Es fällt ihm nicht ein. Da oben vom Abhang schaut's schalkhaft hernieder und hupp! ist es weg. — Doch da ist es schon wieder und zupft gleichgültig an einem Halm.

Wenn es doch nur kommen wollte! Es ist so reizend. Keine Gemse kann geschmeidiger sein und kein Wiesel behender. Sieh nur, wie fein die Gelenklein gedrechselt sind und wie zierlich die Hörner im Bogen emporstreben. Keck blicken die Augen aus dem magern Gesichtlein — hierhin — dorthin — nichts kann ihnen entgehen. Den schlanken Hals möcht ich liebkosen, das schwarzweiße Seidenhaar streicheln. — „Chumm, Geißeli, chumm!" — Du willst nicht? O du starrköpfiges Ding. Aber hübsch trotzdem, das hübscheste Wesen hier und das einzige Lebendige.

Wo kommst du nur her, Geißi? Wie du es nur aushalten kannst hier — flieh doch, lauf! Häßlicher als hier kann es ja nirgends sein auf der Welt.

Tief unten, in finsterer Schlucht, lärmt der Fluß. Von seinen Felswänden schießen nach rechts und nach links Hänge hinauf bis zum Himmel. Ganz schmal schaut er nieder in die tosende Enge, und die Sonne — — ach die! Vielleicht, daß sie mittags quer über die finstere Tiefe hinschwimmt, weil ihre vorgeschriebene Bahn nun doch einmal da vorbeiführt. Aber der liebe Gott brauchte wohl nur für ein Minütchen die Augen wegzuwenden, da wäre sie — hui — im Sprung vorbei und hinüber, damit sie desto geruhsamer über die schönen breiten Täler jenseits der Berge hinschiffen könnte, wo bunte Herden schellenklingelnd weiden, wo frohe Dörfer sich um weiße Kirchen scharen, wo helle Straßen ziehen, wo Wagen rollen und Menschen singend wandern...

Hier zieht ja auch ein Weg hin, am Hange empor. — Doch man bemerkt ihn kaum, so ist er überwuchert von Unkraut. — Und da oben? Ist das nicht ein Tor, das da oben wartet, weit offen, ein hohes eisernes Gittertor? — Ja, aber es ist rot von Rost! — Das Tor eröffnet wohl einen Garten, der da mit fester Mauer umschützt ist? O die ummauerten Gärten! Nirgends duften die Rosen so wundersüß wie hinter Mauern; nirgends stehen die Lilien stolzer und reiner. Doch wo sind hier die weißen Lilien, die duftenden Rosen?

Da ist nichts als ein Gewoge von Halmen, fahlen Samenhalmen, glänzend durchfurcht vom Winde. Nichts zwischen den Halmen als — da drüben und hier — und im Winkel — Marmortafeln, weiß und bleich, schwarze Kreuze — Steinklötzchen mit einer schwarzen Nummer darauf. Vergessen ringsum — Trauer, Tod.

Fort nur von der Stätte des Grauens, hinab, hinweg.

Breit ist die Straße unten im Grunde. Wagen könnten behaglich einherfahren auf ihr. Doch nicht einer rollt her oder hin. Ein paar Kiesel liegen verstreut, und dort liegt ein Schuh, ein Kinderschuh. Rot ist er von Sonne und Regen; ein weites Maul sperrt er auf.

Rechts von der Straße und links drängen sich Häuser, eines ans andere gelehnt. Die sind wohl fest gebaut hier im Schattental? warm und licht, damit die Menschen traulich hausen darinnen, wenn die Stürme wüten, wenn die Lawinen tosen? . . . Fest und traulich, warm und licht?

Wohl stehen die Türen weit offen dem Gaste: kein Flügel schließt sie; weder Rahmen noch Schwelle umhüten das Loch. — Wohl sind Kammern und Stuben licht, hell wie der Tag: keine Decke, kein Dach überschatten sie. — Wohl sind die Böden weich überdeckt: Kräuter und Büsche wuchern auf ihnen. Und Freude und Liebe hausen hier: zwei braune Falter spielen, durch die glaslosen Fenster hingaukelnd.

Menschenverlassene, von Menschen verwüstete Stätte. Das Ohr glaubt noch Stimmen zu hören, die plaudern, die lachen, rufen oder weinen, dunkle Stimmen von Männern, helle von Frauen, von Kindern; es glaubt noch Tritte zu hören, schlurfende Tritte alter Füße, und leichte, schnelle: doch nichts als das Grollen des finstren Flusses.

Das Auge glaubt Fuhrwerke zu sehen, beladen mit Säcken und Fässern, glaubt Frauen auf den Stufen und Schwellen sitzen zu sehen, ein zappelndes Kind im Arm, einen Strickstrumpf in Händen. Es schaut und schaut: Trümmer, Unkraut, Leere ringsum.

Und doch wohnt hier ein Mensch. Siehst du, dort neben den augenlosen Mauern glänzt eine Fensterscheibe, schattet ein Dach über die Wand. Und über dem Kamin — siehst du? flattert ein Räuchlein.

Ein Händler wohnt hier. Einst schoben die Menschen sich her und hin durch die weitoffene Türe. Nun sind bloß die Toten noch hier, die Toten und dieser eine. Und die Türe ist zu.

Stoß sie nur auf und tritt ein. Hell ruft eine Schelle. Ein weiter Raum tut sich auf, lang, breit und hoch, der Boden, die Wände, die Decke aus grauem Zement. Kein Kunde darin, keine Menschenseele. An den Wänden ziehen sich Gestelle aus Brettern hin. Auf einem liegt ein Totenkranz aus schwarzen und aus grünen Perlen. Kisten ruhen aufeinander und ein paar Dosen. An einer Schnur hängt ein Bündel Schuhe von der Decke, spitze, altmodische Frauenschuhe. Dort baumeln ein paar umschnürte Würste. Darunter zieht sich der Ladentisch hin, lang und breit. Bunte Büchsen stehen darauf, staubbedeckt; ein Knäuel Schnur, einige graue Düten liegen durcheinander und eine verstaubte Wage wartet. Alles ist grau, staubig, hoffnungslos.

Da geht eine Tür. Der Kaufmann. Schwarze Augen spähen, lauern schwarz hervor unter schwarzen, dicken Brauen, unter dem Schirm einer schwarzen Kappe, aus einem spitzen Gesicht. Es ist bleich, viel zu weiß und zu mager. Allzu dünn sind die Glieder, allzu schwach und klein die Gestalt in dem langen, grauen Händlerhemd, allzu schwach und klein für einen, der zwischen Trümmern wohnt, der an menschenverlassener Straße Waren hüten will . . .

Darum lauern die Augen, spähen sie — forschen sie. O wie sie aufpassen. Wie sie unsere Hände betrachten, unsere Augen, unsere Stirne. Wie sie hingleiten, hintasten über unsere Stöcke, über den Rucksack hin, über die Kleider. Her und hin, auf und nieder.

Und angstvoll mißtrauend wie sie, ist der Mund. Kaum, daß er sich unter dem überhängenden Schnurrbart unsichtbar öffnet, um ein paar kurze Laute entwischen zu lassen. — „Ja, ich sein hier lang." — — „Wo mein Vaterland? — wo verdienen, da sein Vaterland." — „Nicht fragen ich, ob gerne sein hier; hier sein muß. — Alles abgebrannt hier — wieder gebaut auf" — und die Hand deutet ringsum. Die schwarzen Augen werden auf einmal groß, so daß ihr Weiß aufglänzt. Eine Sekunde lang scheinen die schreckvollen Augen das Feuer wieder zu sehen, die roten Flammen, die auftosende Glut . . . Doch gleich ziehen sie sich wieder zusammen, spähen, lauern, beobachten . . .

„Wollen Sie noch mehr kauff? — Dann einpack! — macht swei Frank, macht drei Frank siebzig, macht vier